

Volker Schürmann & Ernst-Joachim Hossner

Antwort zu den Kommentaren zum Beitrag „Interdisziplinäre Sportwissenschaft“

Unterwegs zu Hause sein. Vom Wandern über die Hügel

Die zum Zielbeitrag eingereichten Kommentare lassen sich einer von drei Gruppen zuordnen: Kommentare, in denen die Tragfähigkeit des vorgestellten Ansatzes – mehr oder weniger grundsätzlich – in Frage gestellt wird (Mechling, z. T. Wagner, Willimczik), Kommentare, in denen der vorgestellte Ansatz aufgenommen und – in verschiedene Richtungen – weitergedacht wird (Kromidas, Müller, Scherer, z. T. Wagner), und Kommentare, die um die Frage kreisen, was aus dem vorgestellten Ansatz für die Praxis des wissenschaftlichen Tuns folgt (Dresen, Hänsel, Raab). Zu den erstgenannten Kommentaren werden wir im Folgenden aufzeigen, dass die Autoren bei dem Versuch, unserem Gedankengang zu folgen, zumindest eine von zwei entscheidenden Weggabelungen verpasst haben, sodass sich ihre Kommentare nur eingeschränkt auf das Gesagte beziehen. Diese verpassten Weggabelungen werden wir unter den Überschriften „Perspektivität zwischen Subjektivität und Abbild-Realismus“ (1) und „Reflexion von Grundannahmen statt Metatheorie“ (2) verdeutlichen. Anschließend diskutieren wir „Folgeprobleme von Perspektivität“ (3), hier insbesondere Aspekte der gegebenen Gemeinsamkeit von Perspektiven sowie der Gefahr eines infiniten Regresses. Wir schließen unsere Entgegnung mit einigen Gedanken zur „Perspektivität im Wissenschaftshandeln“ (4) ab.

1 Perspektivität zwischen Subjektivität und Abbild-Realismus

Die Frage nach den (z. B. psychischen) Bedingungen des Erkenntnishandelns ist zu unterscheiden von der Frage, was als Erkenntnishandeln gilt. Dass Erkenntnishandeln immer nur von Einzelnen vollzogen wird (genau deshalb haben wir die Beteiligten personifiziert), ist etwas ganz anderes, als die Psyche der Einzelnen ins Spiel zu bringen, die erklären möge, warum jemand so handelt. Uns ging es um eine Klärung dessen, was jemand als Wissenschaftlerin tut, nicht darum, warum sie es tut (gerne auch er). Auch deshalb haben wir nachdrücklich zwischen Subjektivität und Perspektivität unterschieden und eigens darauf hingewiesen, dass man beides leicht miteinander verwechseln könne.

Man muss selbstverständlich diese Unterscheidung nicht mitmachen, allerdings muss man sehen, dass wir einfach nicht über „subjektiv gemeinten Sinn“ (Dresen) geredet haben. Wir sind entschieden der Meinung, dass Perspektiven „interessengebunden sind“, aber sie sind das in der Wissenschaft nicht deshalb, weil „einzelne Subjekte“ ihre privaten Präsuppositionen ins Spiel bringen (Wagner). Genau deshalb hatten wir zwischen persönlichen und privaten Theorien unterschieden. Dass eine Biomechanikerin angesichts eines misslungenen Saltos „mitfühlend“ ist (Mechling),

das wollen wir hoffen, aber das ändert nichts daran, dass sie *als Biomechanikerin* u. a. Gelenkwinkelverläufe thematisiert, nicht aber ihr eigenes Mitfühlen – das hoffen wir jedenfalls. Erst recht haben wir die Konstruiertheit des Gegenstandes nicht gegen die Objektivität des Wissens ausgespielt (Wagner) – im Gegenteil kann man (nur) mit der Unterscheidung von Subjektivität und Perspektivität das „Selbst- oder Fremdmisverständnis [unterlaufen], ein konstruktivistisches Wissenschaftsverständnis mit Subjektivismus oder Relativismus zu konnotieren.“ Und diese Weggabelung ist entscheidend für das, was „Reflexion“ ist, denn Subjektivität wurzelt in den Intentionen der Beteiligten, Perspektivität dagegen in den Interessen, Theorien und Methodologien. Grundannahmen, die es zu reflektieren gilt, existieren in den in Gebrauch genommenen Konzepten, nicht in den Köpfen der Beteiligten.

Unsere eigene Präsupposition – ‚Jegliches Erkennen ist perspektivisch‘ – ist keine Selbstverständlichkeit, sondern unterscheidet sich von anderen Möglichkeiten. Perspektivität ist nicht synonym mit Konstruiertheit, denn es gibt innerhalb konstruktivistischer Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie auch Subjektivismen. In die andere Richtung der Abgrenzung sieht sich das Konzept der Perspektivität nicht mehr in der Lage, „die Welt abzubilden, wie sie ist“ (Mechling), sondern Wissenschaft wird „nur noch als ein konditional formuliertes, hypothetisch-deduktiv organisiertes System von Propositionen über einen begrenzten Erfahrungs- und Gegenstandsbereich aufgefasst“ (Hist. Wb. Philos., Bd. 12 (2004), S. 921).

Das Konzept der Perspektivität ist also selbst ein perspektivisches. Man muss seine Grundannahme nicht mitmachen, sondern kann an ihr vorbeischieben (Mechling): „Niemand muss müssen“ (Lessing: Nathan). Das ist keine gnädige Toleranz, sondern heißt: Das, was Perspektivität ist und bedeutet, ist es nur in Abgrenzung gegen einen Subjektivismus einerseits und einen Abbildrealismus andererseits. Und das wiederum ist kein Plädoyer für Beliebigkeit, sondern im Gegenteil ein Plädoyer, den Kosten der Alternativen zu kündigen. Das Postulat „Niemand muss müssen“ kann nämlich nur in der Perspektive der Perspektivität formuliert und aufrechterhalten werden; im Subjektivismus steht es für gnädige Toleranz (die es im Zweifel dann offen oder klammheimlich doch ‚besser‘ weiß) und im Abbildrealismus gibt es Orte des unbedingten Wissens, also nicht: Falls Präsupposition A, dann gilt x; sondern: Es gilt y, sodass man sagen muss: Es gilt y. Mechling etwa kennt solche Sätze: „So muss z. B. die ‚Gesamtbewegung Salto‘ nach Perspektivitätsgrundsätzen eine *Gesamthandlung* sein.“ Verhaltenstheoretiker und Tätigkeitstheoretikerinnen müssen hier aussteigen; und nur die Perspektive der Perspektivität lässt die Deutung zu, dass sie das deshalb tun, weil sie die Sache *anders* sehen – und nicht deshalb, weil sie es nur noch nicht richtig verstanden haben. Wir sehen darin einen Nutzen.

Wir haben diese Perspektive der Perspektivität weniger begründet als vielmehr unter Verweis darauf, sie nicht selbst erfunden zu haben, in Anspruch genommen und in der alten Leibniz-Metapher anschaulich zu machen versucht. Insofern sind wir für die Übersetzungen von Kromidas und Müller dankbar. Mit der Übersetzung von Perspektivität in ein formal-technisches Modell, wie es Kromidas vorschlägt und in Angriff nimmt, wäre die gemeinsam geteilte Kontrolle, ob die Perspektive der Perspektivität tatsächlich die von ihr behaupteten Abgrenzungen durchhält (oder sie bloß als solche meint), sehr viel leichter und besser möglich (ganz abgesehen von

dadurch ggf. erst ermöglichten neuen Einsichten). Schon jetzt leistet diese technische Formulierung gute Hilfe – z. B. um klarzustellen, dass es sich bei uns erklärtermaßen *nicht* „um unterschiedliche lebensweltliche Fragestellungen“ handelt (so Willimczik). Vielmehr gilt in der Perspektive der Perspektivität ganz grundsätzlich: „Der lebensweltliche Gegenstand ‚Stadt‘ wird nicht ohne den Laborgegenstand ‚STADT‘ als Stadt erkannt“ (Kromidas). Eben deshalb begegnet uns keine Stadt auf Augenhöhe, um uns dann nach dem Verhältnis von „thematischen Teilen“ (Willimczik) fragen zu müssen. Wir hatten vorher eine andere Weggabelung genommen, und daher laufen wir nicht in Willimcziks Hinterhalt.

Die Präzisierung der Metapher durch Müller stabilisiert auf schöne Weise ein Schwanken in unserem Text, denn wir konnten uns dann wohl trotz Fußnote 3 nicht so recht entscheiden, ob wir mittels der Perspektivität allgemeinen Erkennens oder der Perspektivität wissenschaftlichen Erkennens argumentieren (vgl. auch Scherer). Die Metapher der sesshaften Bauern, die auf den Hügeln leben, ist in Bezug auf Wissenschaft angemessener und erhellender. Zugleich wird an ihr noch deutlich, dass unser Schwanken nicht nur eine Unklarheit war, sondern auch ihre Berechtigung in der Sache hat. Wären die Bauern *nur* sesshaft, kämen sie überhaupt niemals in jene „Schwierigkeit“, das Konzept des Mühlensausens nicht zu verstehen (Müller), denn wenn es denn so ist, „dass von ihrem Hügel aus gar keine Mühle zu sehen ist“, dann müssten sie entweder selber nomadisch werden oder aber gastfreundschaftlich gegenüber Nomaden vom Mühlenhügel sein, um überhaupt etwas von Mühlen zu erfahren.

2 Reflexion von Grundannahmen statt Metatheorie

An dem, was auch verspielt klingen mag, kann man ein *logisches* Problem studieren. Dass das Konzept der Perspektivität selbst perspektivisch ist, und wir also von einer „Perspektive der Perspektivität“ reden müssen – in Abgrenzung von den Perspektiven subjektiver Konstruiertheit einerseits und realistischer Abbildung von Wirklichkeit andererseits –, das ist der sichtbarste Indikator dafür, dass wir uns das leidige Problem des Selbstbezugs ins Haus geholt haben. Wir haben den angemessenen Umgang mit den mengentheoretischen und semantischen Antinomien nicht thematisiert, was an dieser Stelle nötig gewesen wäre. Aber *de facto* ist das Plädoyer für „Reflexion“ eine Antwort, und zwar eine andere als die Antwort „Metatheorie“.

Das logische Problem liegt darin, dass beides zugleich gilt, nämlich dass die Perspektivität von ‚Perspektivität‘ auch nur eine Perspektivität neben den Perspektivitäten aller anderen Konzepte ist, *und* dass es diejenige Perspektivität ist, die eine Aussage über alle Perspektivität, einschließlich ihrer selbst als Perspektivität von ‚Perspektivität‘ ist. Deshalb ist die Perspektivität von ‚Perspektivität‘ keine Meta-Perspektive, denn die Rede von *Metaebene* ist dadurch definiert, dass die Objekte, die sie aus Metaebene betrachtet, in der Metastufe selbst nicht vorkommen (sollen und dürfen). Es muss beides gesagt werden: Das Konzept der Perspektivität des Erkennens ist seinerseits ein perspektivisches (und nicht die Ausnahme, die die Regel der Perspektivität bestätigt). Und zugleich: *Diese* Perspektivität ist nicht losgelöst („ab-solut“) von den Perspektivitäten aller anderen Konzepte. Die wichtigste

Konsequenz: *Diese* Perspektivität ist nicht einfach feststellbar, sondern „zeigt sich“ in einem Tun. Deshalb kann Kromidas zu Recht festhalten, dass solche Interdisziplinarität nicht selbst eine Perspektive, sondern „– als Umgang mit Perspektivität – eine Kultur“ ist, nämlich die „gemeinsame Praxis des Perspektivenwechslens“.

Wir reden daher nicht direkt über Interdisziplinarität. Direkt reden wir über ein bestimmtes Verständnis von Erkennen und Wissenschaft. Perspektivität ist unser Ausgangspunkt, und wir versuchen, bestimmte Konsequenzen herauszustellen, die dieser Ausgangspunkt für die Kultur resp. Praxis von Interdisziplinarität hat. Pointiert gesagt: Wir setzen nicht, wie etwa Mechling, ein bestimmtes Verständnis von Interdisziplinarität voraus, sondern thematisieren auch hier ein Konditional: Falls Interdisziplinarität, welche denn dann? Wir thematisieren Interdisziplinarität ausschließlich als einen möglichen Ort, an dem sich die Perspektivität von Wissenschaft zeigt.

Deshalb haben wir auch keine Definition bei der Hand, erst recht nicht „en passant“ (Wagner). Wir haben keinen ‚Arbeitsauftrag‘ zu verkündigen – etwa derart, dass eine „ganzheitliche Sportwissenschaft“ (Dresen) eo ipso ein Gewinn wäre. Wir können auch keine Präsuppositionen von Interdisziplinarität thematisieren, wie dies Willimczik als fraglos unterstellt, um uns dann vorzurechnen, dass wir das schon deshalb unzureichend angegangen wären, weil wir „auf jede Auseinandersetzung mit der bisherigen Fachliteratur“ verzichtet hätten. Wir reden in der Tat an der Debatte, die Willimczik vor Augen hat, vorbei, denn in jenem Sinn reden wir gerade nicht „metatheoretisch“, schon gar nicht normativ apriorisch-deduktiv über Interdisziplinarität.

Reflexion ist an dieser Stelle der *Gegenbegriff*. Reflexion ist eine Rückbeugung, und damit eine Figur, sich dessen innezuwerden, was man je schon tut. Wir plädieren gerade nicht dafür, vom Beobachtungshochsitz einer Metatheorie bloß zu beobachten, was ‚man‘ so tut, wenn man Interdisziplinarität im Sinn hat. Wir insistieren vielmehr darauf, die reflexiven Hausaufgaben des *eigenen* Tuns zu erledigen, sprich: die je eigenen Präsuppositionen zu reflektieren und miteinander zu konfrontieren, denn genau das *ist* die Minimalbedingung jener Kultur des gemeinsamen Perspektivenwechslens. In diesem Sinne stimmen wir Wagner völlig zu: Der notwendige Ausgangspunkt ist Disziplinarität. Allerdings mit einer notwendigen Korrektur. Wir hatten anhand unseres Einstiegsbeispiels darauf hingewiesen, dass Perspektivität nicht direkt der eigenen Disziplin geschuldet ist, sondern zu klären ist, mit welchen Interessen man welche Theorie und Methodologie jeweils in Gebrauch nimmt.

3 Folgeprobleme von *Perspektivität*

Auch die Perspektive der Perspektivität hat selbstredend ihre Folgeprobleme. Ein Abbild-Realismus hat bei interdisziplinärer Arbeit z. B. kein Problem mit dem gemeinsamen Gegenstand, sondern bildet ihn einfach ab, um ihn dann, sekundär, von verschiedenen Seiten aus auf Augenhöhe zu betrachten. Im Konzept der Perspektivität ist solche Gemeinsamkeit der Perspektiven nicht gegeben, sondern aufgegeben. Scherer stellt dieses Folgeproblem in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Er verweist zunächst darauf, dass dieser gemeinsame Bezugspunkt eben nicht, einfach

so, als lebensweltlicher Bezugspunkt zu haben ist. Das liegt unseres Erachtens daran, dass wir es in der Wissenschaft eo ipso mit „Laborgegenständen“ zu tun haben, die sich eben als solche – als wissenschaftlich konstituierte – prinzipiell, und nicht nur graduell von ihren lebensweltlichen ‚Entsprechungen‘ unterscheiden (daher der Unterschied z. B. von Bewegungswissenschaft und Bewegungslehre). Das gilt selbst dann noch, deshalb unsere Fußnote 3, wenn es so wäre, dass lebensweltliches Erkennen nicht perspektivisch, sondern etwa realistisch-abbildend wäre. Wir gehen aber in der Tat, wie auch Scherer, davon aus, dass auch lebensweltliches Erkennen perspektivisch ist, wodurch sich das Folgeproblem des gemeinsamen Gegenstandes naturgemäß potenziert. Und daraus folgt ganz selbstverständlich, dass auch innerhalb des Konzepts der Perspektivität eine Re-Formulierung des Verhältnisses von Lebenswelt und Wissenschaft zu erfolgen hat. Das haben wir nicht getan, sondern nur den mehr oder weniger wohlfeilen Hinweis gegeben, dass die gesehene Stadt durch die Konstituiertheit des Sehens nicht zu einem Luftschloss wird.

Scherer macht hier, wenn wir ihn recht verstehen, geltend, dass der Topos des Anwendungsbezuges an dieser Stelle seinen systematischen Ort hat. Das unterschreiben wir gerne – allerdings noch nicht als Antwort auf die Frage, sondern als nun gegebene Problemstellung, *wie* ein solcher „Anwendungsbezug“ diese Dienste leistet. Uns ist nämlich noch etwas rätselhaft, dass der Bezug auf Anwendung das Konstruieren einer kleinsten gemeinsamen Analyseeinheit überflüssig macht. Das könnte man doch nur als Hinweis auf eine gegebene Unmittelbarkeit lesen (!?), die es aber im Konzept der Perspektivität des Erkennens nicht gibt. Schon gar nicht, wenn man dem folgt, worauf Scherer dann sofort verweist: dass wir längst in einer wissenschaftlich konstituierten Lebenswelt leben, sodass „Anwendungsbezüge immer der Übersetzung wissenschaftlich-perspektivischer Erkenntnisse in lebensweltliche Konstruktion [bedürfen]“. Hier können wir nur gemeinsamen Klärungsbedarf anmelden.

Ein anderes Folgeproblem liegt in der Frage, wo das alles enden soll. Wagner stellt die großartig-diebische Frage, ob nicht die Forderung nach Reflexion von Präsuppositionen zwangsläufig in einen unendlichen Regress läuft. In der Theorie ist diese Frage schnell erledigt: Die Unterstellung eines unendlichen Regresses kann man dann, und nur dann, machen, wenn man nicht-perspektivisches Wissen zur Grundlage macht und/oder zum Ziel erklärt. Das ist derselbe Punkt, der Perspektivität von Relativismus unterscheidet. Aber diese Antwort wird der berechtigten Frage von Wagner sichtlich nicht gerecht. Wir versuchen daher ein zweites Argument.

Die Reflexion von Grundannahmen wird immer einen historischen und situativen Index haben. Diskutiert eine Handlungstheoretikerin mit einem Verhaltenstheoretiker, wird sie darauf zu reflektieren haben, was eine *Handlungstheorie* ausmacht; diskutiert sie mit anderen Handlungstheoretikern, wird sie darauf zu reflektieren haben, was ihren Ansatz von anderen Handlungstheorien unterscheidet – dabei hat der Verhaltenstheoretiker bloß interessiert zuzuhören. Oder er interveniert – als Bauer vom fremden Hügel sozusagen. Will sagen: Das von Wagner eingeklagte „Begründungsende“ wird der Sache nach historisch und situativ bestimmt sein – es ist der Sache nach nicht in transhistorischer oder transsituativer Kontemplation zu

haben. Und dann gilt: Wenn sich zwei Handlungstheoretiker streiten, müssen sie nicht miteinander klären, was eine Handlungstheorie von einer Tätigkeitstheorie unterscheidet, denn darin sind sie sich als Handlungstheoretiker einig. *Solche* Probleme tauchen erst auf, wenn Nomaden von Tätigkeitstheorien zu berichten wissen (oder wenn man selbst nomadisch wird und wissen will, was wohl auf den anderen Hügeln passiert). Dass eine Biomechanikerin *heute* ihre anthropologischen Grundannahmen nicht thematisiert, ist gemessen an den Debatten, die außerhalb der Biomechanik geführt werden, ein Taubstellen – dass sie nicht thematisiert, wie es ihr biomechanischer Ansatz mit dem Trojanischen Krieg hält, ist heutzutage ganz selbstverständlich. Nur wer mit Gottes Augen auf unsere menschliche Welt blicken will, der kann problematisch finden, dass wir heute in je unserem Wissen Grundannahmen machen, die sich schon morgen in gemeinsamer Reflexionspraxis als nicht alternativlos herausstellen.

4 Perspektivität im Wissenschaftshandeln

Nachdrücklich wird in mehreren Kommentaren darauf hingewiesen, dass unsere „gedankliche Konstituierung von Interdisziplinarität“ (Hänsel) eingebettet werden muss in das konkrete Tun handelnder Personen. Hänsel spricht von einer „Psychologie der Interdisziplinarität“, Raab von „Erkenntnishandeln“, Dresen von „Deutungsarbeit“, Willimczik klagt Konkretionen ein etc. Solche Einbettung ist zweifellos wichtig, nötig und ganz in unserem Interesse (vgl. Abschnitt 6 unseres Beitrags). Es nützen keine bloß schönen Reden, was Interdisziplinarität wohl sei. Solche Reden müssen sich im Tun bewähren, oder noch deutlicher: Wissenschaft zu betreiben ist ein Tun, eine Praxis und nicht lediglich die Umsetzung von Konzepten in Handlungen.

Die angemessene Antwort auf die Frage, was nun genau zu tun ist und ob es überhaupt getan werden sollte, dürfte vielleicht zuerst die sein, dass das, was wir geltend gemacht haben, sehr simpel und eine Art wissenschaftliche Selbstverständlichkeit ist. Die Reflexion von Grundannahmen ist zunächst nichts weiter als eben gute Wissenschaft: Ein Tätigkeitstheoretiker sollte Auskunft darüber geben können, was eine Tätigkeitstheorie ausmacht und was sie von Handlungstheorien und Verhaltenstheorien unterscheidet. Wer das auf Aufforderung nicht kann, der ist entweder noch im Stadium der Industrialisierung von Wissensproduktion – wenn es nicht darauf ankommt, das eigene Paradigma zu reflektieren, sondern nur wichtig ist, auf seiner Basis Wissen zu produzieren – oder aber so jemand betreibt schlechte Wissenschaft.

Dieser Verweis darauf, dass wir einen sehr flachen Ball gespielt haben, kann, darf und will aber nicht leugnen, dass es oft in der Sache schwer ist, diesen Ball auch anzunehmen. Was es heißen soll, die Biomechanik möge ihre anthropologischen Grundannahmen klären und diese dann auch noch in ihren Modellen kenntlich machen, das könnte, wenn überhaupt, nur in der konkreten Theoriebildung der Biomechanik geklärt werden – und schon die Frage mag dort Rätsel aufwerfen. Nicht alle, die nicht verstehen, wonach denn überhaupt gefragt ist, stellen sich deshalb schon taub.

Hier ist das, was sonst zu Recht als Ausflucht gilt, in der Tat ein Argument. *Weil* es eine Aufforderung ist, die je eigenen Grundannahmen zu reflektieren, kann es hier keine allgemeinen Handlungsempfehlungen mehr geben. Man kann und muss es tun – sei es einzeln, sei es gemeinsam. Darüber hinaus mag es Dokumentationen von Beispielen gelingender Praxis geben. In genau diesem Sinne hatten wir (siehe Fußnote 1 unseres Beitrages) die Lektüre des Buches von Lindemann empfohlen. Aber man könnte auch auf Scherer (2001) verweisen, wo exemplarisch das vorgeführt ist, was „Reflexion von Grundannahmen“ meint; dort am Beispiel der inneren Verknüpfung von sportdidaktischen Konzepten mit lerntheoretischen Grundannahmen. Es mag sein, dass das Einfache schwer zu machen ist. Dennoch bleibt es sehr simpel: Wissenschaftliches Wissen hat, in der Perspektive der Perspektivität, eine *Wenn-dann*-Struktur, also weder eine *Jemand meint, dass-* noch eine *Es ist so, dass-*Struktur. Gelingende Interdisziplinarität ist dann möglich, wenn die Beteiligten je situativ-konkret um ihre Prämissen wissen.

Bleibt die – vor allem von Hänsel forcierte – Frage, warum dies alles getan werden sollte, konkret: welche Kosten mit einem Perspektivenansatz verbunden sind. Abschließend sollen daher Konsequenzen angedeutet werden, die sich aus dem vorgestellten Ansatz für die Praxis des „Erkenntnishandelns“ (Raab) ergeben könnten. Nimmt man zu diesem Zweck den Spielball der ökonomischen Kalkulation auf, gälte es, neben den von Hänsel nachgefragten Kosten zunächst auch den unmittelbaren Nutzen in den Blick zu nehmen. Dieser Nutzen wird in verschiedenen Kommentaren unterstrichen, etwa von Dresen, wenn sie die begründet-reflektierte Beschränkung des eigenen perspektivischen Beitrags herausstellt, die zugleich jedoch mit einer Schärfung des Blicks für das Genuine der eigenen Position verbunden ist. Allgemeiner haben wir oben die Reflexion von Grundannahmen als Merkmal guter Wissenschaft herausgestellt – auch das ist nicht nichts. Was aus einer Adoption des Perspektivenansatzes schließlich folgt, ist ein besseres Verständnis der Übersetzungsproblematik. So man denn versucht, Interdisziplinarität auf der Ebene der Ergebnisse herzustellen, ist der Versuch einer Übersetzung in der Tat „von Vornherein illusionär“ (Nitsch, zit. bei Willimczik). Der vorgeschaltet-reflektierende Rückbezug auf die eigene Perspektive stellt jedoch eine notwendige Bedingung für das dar, was Hänsel als „radikalere“ Konzeptualisierung von Interdisziplinarität bezeichnet und der Position eines „milden Interesses an den Ergebnissen anderer Disziplinen“ gegenüberstellt. Gerade diese Erkenntnis führt dann zu dem von Mechling eingeforderten – und von ihm im Zielbeitrag offenbar übersehenen – „Angebot zu interdisziplinärer Forschung“, denn die von Nitsch festgestellte „Illusion“ gilt doch auch nur dann, wenn man die oben besprochene „Selbstreflexionsweggabelung“ verpasst hat. Eine „radikale“ – in unserer Wortwahl: „gelungene“ – Interdisziplinarität wird von daher mit der Perspektive der Perspektivität erst ermöglicht. Der Nutzen liegt daher auf der Hand.

Betrachtet man die andere Seite der ökonomischen Gleichung, so müssen Kosten in Rechnung gestellt werden. In der Tat setzt ein Perspektivenansatz notwendigerweise die Bereitschaft voraus, den in der eigenen Disziplin sicher-ausgetretenen Weg zu verlassen, sich von anderen Perspektiven irritieren zu lassen, allgemeiner gesprochen: nachzudenken. All dies mag schon als Kosten erlebt werden. Hinzu

kommt, dass die oben skizzierte Ermöglichung natürlich nicht Gelingen garantiert, denn tatsächlich kann – wie bereits im Zielbeitrag ausgeführt – die wechselseitige Klärung von Grundannahmen auch in die Einsicht münden, dass die betrachtete Stadt gar keine Anhöhe bietet, von der aus „Mühlensausen“, „Alarmzustand“ und „Pferdeverschiffung“ zugleich und in ihrer Wechselwirkung in den Blick genommen werden können. Ohne Zweifel: Dieses Risiko ist mit potenziellen Kosten verbunden.

Im Hinblick auf ein solches Risiko scheint es uns, als ob die Gründergeneration der deutschen Sportwissenschaft ein wenig mutiger gewesen ist als ihre Nachfolgerinnen. Wenn beispielsweise Göhner mit seiner „aktionalen Funktionsanalyse“ Bewegungsteile (regelmäßig) biomechanisch begründet, für diese Begründung jedoch die Betrachtung des Aktions-, Aufgaben- und Zielkontexts für unerlässlich erachtet, dann verlässt er einerseits seine biomechanische Heimat (in der personale Bezüge nicht vorkommen), ohne zugleich das bewegungswissenschaftliche Nachbardorf der Motorik zu erreichen (in der anstelle der Außenperspektive der Aufgabenstruktur die Innenperspektive der Aufgabenlösung betrachtet wird). Was er mit seiner funktionalen Aufgabenanalyse jedoch vorlegt, ist eine Systematik von offenbar hohem sportpraktischem Nutzen, die zugleich – wenn auch von ihm selbst nicht dezidiert verfolgt – zu einem Theoriebildungsprozess zwischen Biomechanik und Motorik einlädt.

Was dieses Beispiel verdeutlicht, ist zweierlei: zum einen, dass der aufgezeigte Weg gangbar ist, und zum zweiten, dass der Weg mit noch weiteren, bisher vernachlässigten Kosten verbunden ist. Wie uns scheint, zielt Hänsel in seinem Kommentar vor allem auf solche Kosten ab, also Folgekosten, die mit der Aufgabe der (mutter-)disziplinären „mainstream“-Sicht zugunsten einer sportwissenschaftlich-interdisziplinären Theoriebildung verbunden sind. Konkretisiert am Göhner-Beispiel: In einer Biomechanik-Zeitschrift bekommt man einen Beitrag zur funktionalen Aufgabenanalyse nur schwer unter – und schon gar nicht in einem „International Journal of...“. Solange die Sportwissenschaft also bei Evaluationen, Berufungen, Drittmittelvergaben usw. Kriterien wie die Anzahl international-disziplinärer Publikationen hoch gewichtet, darf es aufgrund der dann hohen Kosten nicht erstaunen, wenn man nur wenige Mitglieder der Fachgesellschaft dafür begeistern kann, sich auf den Weg zu einer gelungen-interdisziplinären Sportwissenschaft zu begeben. Wir wollten in unserem Beitrag den Punkt setzen, dass dieser Weg, so man denn wichtige Abzweigungen nicht verpasst, gangbar ist – die ökonomisch berechenbare Attraktivität, den Weg tatsächlich einzuschlagen, wird von der Sportwissenschaft selbst festgelegt. Wir wollen an dieser Stelle zu bedenken geben, dass in der Schlussrechnung die langfristigen Kosten für das Auslassen interdisziplinärer Chancen größer ausfallen könnten als die kurzfristigen Gewinne, die eine disziplinäre Anschlussfähigkeit bringen mögen. Dies aber ist eine andere Geschichte...

Literatur

Scherer, H.-G. (2001). Zwischen Bewegungslernen und Sich-Bewegen-Lernen. *sportpädagogik*, 25 (4), Beilage.